

Phosphorische Lektüren. Leuchtende Katzen-Augen und andere
erhellende Augen-Blicke in E.T.A. Hoffmanns *Lebens-Ansichten des
Katers Murr*

Aber dieses Unbestimmte und Geheim-
nißvolle ist es eben, woran die neue
Schule, die, wenn das so fort geht, bald
nur Wolken, Nebel und Phosphor als
poetische Personen in Tragödien und
Romanen gelten lassen wird, ein so seltsames
Gefallen findet.¹

Phosphor wurde in der Romantik zum experimentellen Gegenstand und buchstäblich zum Diskussionsstoff.² Theorien und Versuche bezogen sich dabei u.a. auf die elementare Zusammensetzung, das Vorkommen, die Leuchtkraft sowie die Wirkungen dieses »eigenthümlichen Stoff[s]«³, der sich als Maverick und Proteus zugleich präsentierte: Eine brennbare Substanz, die sich mal wie Metall, mal wie Schwefel oder Sauerstoff verhält;⁴

-
- 1 [o.A.]: Urtheil eines Franzosen über die Undine [Rez. von Friedrich de la Motte-Fouqués *Undine*; F.M], in: Oppositions-Blatt oder Weimarische Zeitung (1817), Nr. 285, S. 2279.
 - 2 Ich danke den Herausgeber:innen dieses Bandes sowie den Teilnehmenden der *Kater Murr*-Tagung in Mannheim (Februar 2022) für konstruktives Feedback und wichtige Hinweise zur Überarbeitung meiner Ausführungen in diesem Aufsatz.
 - 3 Paul T. Meissner: Handbuch der allgemeinen und technischen Chemie. Bd. II, Wien 1820, S. 642.
 - 4 Vgl. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Ideen zu einer Philosophie der Natur [1797], in: ders.: Werke. Bd. V, hrsg. von Manfred Durner, unter der Mitwirkung von Walter Schieche, Stuttgart 1994, S. 59–306, hier S. 114, H.i.O.: »Noch merkwürdiger ist das Verbrennen des Phosphors, weil bey ihm wirklich drey Fälle *zugleich* möglich sind, welche bey andern brennbaren Körpern nur *einzel*n stattfinden. Wird der Phosphor in atmosphärischer Luft über eine Stunde lang einer höheren Temperatur ausgesetzt, so raubt er der Luft einen Teil ihres Grundstoffs, wird *gesäuert*, verwandelt sich in eine durchsichtige, farblose, spröde Masse. Hier verhält er sich also völlig, wie die Metalle beim Verkalken. Wird der Phosphor unter einer Glocke mit Lebensluft verbrannt, so verhält er sich völlig wie der Schwefel, indem er an der inneren Oberfläche der Glocke als trockene Phosphorsäure in Gestalt weißer Flocken anfliegt. Wird der Phosphor in einem verschlossenen Gefäße mit atmosphärischer Luft *sehr lange erhitzt*, so erhält man eine Luft, die von allen bekannten (und namentlich von der brennbaren Phosphorluft) völlig

ein Stoff, der leuchtend verbrennen und Körper/Knochen zum Leuchten bringen kann.⁵ So setzten sich z.B. Johann Wolfgang Goethe und Franz von Baader mit den Leuchterscheinungen des Phosphors sowie mit Lavoisiers Phosphor-Experimenten auseinander,⁶ Friedrich Schlegel brachte Phosphor in chemischen und medizinischen Zusammenhängen ins Spiel (»*Phosphor, Schwefel, Salpeter* haben sehr den Anschein zu einer Universalmedizin verbunden werden zu müssen«⁷), Novalis meinte im Phosphor eine paradigmatische Versuchssubstanz, ein »Muster des Experimentierens«⁸ zu erkennen. Im Gegensatz zu Schwefel und Salpeter, die Novalis im gleichen Atemzug als mustergültige Experimentierstoffe nennt, zeichnet sich der Phosphor indes durch seine Illuminationskraft, seine ganz eigene Lichtqualität und Leuchtkraft aus:

Phosphorus, Lichtträger (phosphorus, phosphore). Mit diesem Nahmen belegt man überhaupt die im Dunkeln leuchtenden Körper, deren Licht man ehemals zu den seltenen Erscheinungen rechnete. Auch heißt die Eigenschaft der Körper, im Dunkeln zu leuchten, die *Phosphoreszenz* oder das *Phosphoresciren*.⁹

In chemischen Abhandlungen wurde die Brennbarkeit des Phosphors und die Erzeugung der Phosphorsäure diskutiert,¹⁰ in der Medizin er-

verschieden ist.« Vgl. ders.: Von der Weltseele [1806], in: ders.: Werke. Bd. VI, hrsg. von Jörg Jantzen, unter Mitwirkung von Thomas Kisser, Stuttgart 2000, S. 58–271, hier S. 266: »Es wäre interessant, die Stickluft, welche der elektrische Funken ausdehnt, im Eudiometer zu untersuchen (ob sie sich da wieder zusammenzieht?), auch zu sehen, ob der Phosphor in ihr nicht leuchtet.«

- 5 Vgl. Jacob Berzelius: Lehrbuch der Chemie. Bd. I, übers. von K.A. Blöde, Dresden 1820, S. 240: »Der [*sic*] Namen *Phosphor, Lichtträger*, hat dieser Körper von seiner Eigenschaft, im Finstern zu leuchten, erhalten. Er kommt in der Natur niemals rein vor, sondern muss künstlich bereitet werden. Der Phosphor macht einen Bestandtheil verschiedener Mineralien, der meisten Pflanzen und aller Thiere aus, bei welchen letztern er sich insonderheit häufig in den Knochen vorfindet.«
- 6 Vgl. Georg Schwedt: Goethe als Chemiker, Berlin u.a. 1998, u.a. S. 135f. sowie Franz Xaver von Baader: Vom Wärmestoff, seiner Vertheilung, Bindung und Entbindung, vorzüglich beim Brennen der Körper, Wien/Leipzig 1786, S. 240–255.
- 7 Friedrich Schlegel: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Bd. XVIII. Abt. 2. Schriften aus dem Nachlaß, hrsg. von Ernst Behler, Paderborn u.a. 1963, S. 191.
- 8 Novalis: Schriften. Bd. III, hrsg. von Paul Kluckhorn, Richard H. Samuel und Gerhard Schulz, 3. Aufl., Stuttgart 1983, S. 435.
- 9 Johann Carl Fischer: Physikalisches Wörterbuch oder Erklärung der vornehmsten zur Physik gehörigen Begriffe und Kunstwörter: so wohl nach atomistischer als auch nach dynamischer Lehrart betrachtet mit kurzen beygefügeten Nachrichten von der Geschichte der Erfindungen und Beschreibungen der Werkzeuge in alphabetischer Ordnung. Bd. III, Göttingen 1800, S. 865.
- 10 Vgl. z.B. Johann Friedrich Gmelin: Von der Bildung der Säuren, in: Chemische Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneigelahrtheit, Haushaltskunst und Manufaktu-

probte man Phosphor als vorbeugendes Mittel gegen den Ausbruch der Tollwut,¹¹ und in der Homöopathie wurde Phosphorextrakt u.a. gegen Durchfall oder bei Erektionsproblemen empfohlen.¹²

Hoffmann wiederum machte Phosphor zum Erzählstoff. Während seine Auseinandersetzung mit den motivgeschichtlichen Dimensionen des Phosphors als »Morgenstern«¹³ Figur für das Kunstmärchen *Der goldene Topf* (1814) und die Geschichte des »Jüngling[s] Phosphorus«, die der Archivarius Lindhorst als »buchstäblich wahr«¹⁴ deklariert, evident ist,¹⁵ wurde das »Phosphor-Vorkommen« im *Kater Murr*, das mit den leuchtenden Augen des Katers verknüpft ist, m.W. bislang nicht zum Gegenstand der Forschungsdiskussion.¹⁶ Mein Beitrag setzt an dieser Lücke an und lotet zunächst den Stellenwert der Kater-Augen-Blicke und -Ansichten aus, bevor daran anschließend nach den poetologischen sowie den wissenschaftsgeschichtlichen Fluchtlinien der Murr'schen Rede über den Phos-

ren. Bd. I, hrsg. von Lorenz von Crell, Helmstädt 1796, S. 395–411 sowie Georg Friedrich Hildebrandt: Versuche über das Leuchten des Phosphors im Salpeterstoffgas aus Salpeter, in: ebd., S. 411–428, 488–510.

- 11 Vgl. z.B. den »innerlichen Gebrauch des Phosphors«, in: [o.A.]: *Zinke's neue Heilmethode*, um der Wuth nach dem Bisse toller Hunde vorzubeugen, in: [o.A.] (Hrsg.): *Allgemeine medizinische Annalen des neunzehnten Jahrhunderts auf das Jahr 1806*, Altenburg 1806, S. 64–68, hier S. 65.
- 12 Vgl. Samuel Hahnemann: *Die chronischen Krankheiten*. Bd. V, 2. Aufl., Dresden/Leipzig 1839, S. 1–78. Hahnemann bezeichnet den destillierten Phosphor als »eine der homöopathischen und vorzüglich antipsorischen Arzneien«. Ebd., S. 1.
- 13 Vgl. Lemma »Phosphor«, in: *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Bd. XIII, Sp. 1834, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21, www.woerterbuchnetz.de/DWB (1.4.2022): »griech.-lat. phosphorus (lichtträger). 1) der morgenstern«.
- 14 E.T.A. Hoffmann: *Der goldene Topf*, in: ders.: *Fantasiestücke in Callot's Manier*, in: ders.: *Sämtliche Werke in sechs Bänden*. Bd. II/1, hrsg. von Wulf Segebrecht und Hartmut Steinecke, Frankfurt a.M. 1993, S. 229–321, hier S. 247.
- 15 Die literaturgeschichtlichen und ästhetischen Facetten des Phosphor(us)-Einsatzes für die schwedische Romantik zeigt Charlotta Bryalla: *Die schwedische Rezeption zentraler Begriffe der deutschen Frühromantik. Schlüsselwortanalysen zu den Zeitschriften *Athenäum* und *Phosphorus**, Stockholm 2003.
- 16 Im Kommentar der Werkausgabe ist vom Phosphor nur im übertragenen Sinne und in Bezug auf medizinische Sachverhalte die Rede. Vgl. Apparat zu E.T.A. Hoffmann: *Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern*, in: E.T.A. Hoffmann: *Sämtliche Werke in sechs Bänden*. Bd. V, hrsg. von Hartmut Steinecke, Frankfurt a.M. 1992, S. 903–1051, hier S. 1020: »In Hoffmanns Zeit verwendete man Molke wegen ihres Kalk- und Phosphatgehaltes als Heilmittel. Der bekannte Schweizer Schriftsteller Ulrich Hegner (1759–1840) veröffentlichte 1812 den ersten Band des humoristisch-didaktischen Romans *Die Molkenkur*«.

phor gefragt wird. In diesem Zusammenhang soll nicht nur das Bedeutungsspektrum der Katzenaugen näher bestimmt, sondern auch gezeigt werden, wie Hoffmann die naturwissenschaftliche Diskussion über die Ursachen des Phosphoreszierens der Katzenaugen mit kunsttheoretischen Fragestellungen verschränkt.

1. Augen-Blicke

Dass Sehen und (An-)Sichten des Katers in Hoffmanns *Lebens-Ansichten* einen zentralen Themenkomplex bilden, liegt nicht nur angesichts des Romantitels nahe. Schon der Beginn von Murrs quasi-autobiographischem Bericht verbindet das Sehen bzw. die Frage danach, wie man zum Sehen kommt, mit der Frage danach, wie Bewusstwerdung und Selbstbewusstsein funktioniert:

Ich glaube überhaupt, daß man sich das Bewußtsein nur angewöhnt; durch das Leben und zum Leben kommt man doch, man weiß selbst nicht wie. Wenigstens ist es mir so gegangen und wie ich vernehme, weiß auch kein einziger Mensch auf Erden das Wie und Wo seiner Geburt aus eigener Erfahrung, sondern nur durch Tradition, die noch dazu öfters sehr unsicher ist. Städte streiten sich um die Geburt eines berühmten Mannes und so wird es, da ich selbst nichts Entscheidendes darüber weiß, immerdar ungewiß bleiben, ob ich in dem Keller, auf dem Boden, oder in dem Holzstall, das Licht der Welt erblickte, oder vielmehr nicht erblickte, sondern nur in der Welt erblickt wurde von der teuren Mama.¹⁷

Der Beginn des eigenen lebensgeschichtlichen Erzählens verhandelt ein breit gespanntes Bezugsnetz, das Relationen zwischen Natur und Kultur, Eigenheit und Aneignung, Tier und Mensch ebenso berührt wie erkenntnis- und kulturtheoretische Fragen zum Verhältnis von Erblicken und Erkennen, (Sich-)Sehen und (Sich-)Spiegeln, Ingenium und Tradition. Das Wissen, wo, wann und wie das Zur-Welt-Kommen und der Beginn des (Selbst-)Bewusstseins zu verorten sind, entzieht sich laut Murr der eigenen Erfahrung.¹⁸ Die Geburt als das Moment des Licht-der-Welt-Erblickens zu

17 E.T.A. Hoffmann: *Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern*, in: ders.: *Sämtliche Werke* in sechs Bänden. Bd. V, hrsg. von Hartmut Steinecke, Frankfurt am Main 1992, S. 9–458, hier S. 19f. Alle Zitate aus dieser Ausgabe werden im Folgenden mit Sigle »DKV« sowie römischer Band- und arabischer Seitenzahl nachgewiesen.

18 Gespiegelt wird diese Annahme von Kreislers Rede über das Moment der Bewusst-Werdung: »Ewig unerforschlich bleibt uns das erste Erwachen zum klaren Bewußtsein!«

erfassen, ist allerdings in Bezug auf die Geburt der Katzen wesentlich stärker als Metapher zu betrachten, sind die Augen der Katzen doch, wie Murr zum Zeitpunkt seines autobiographischen Erzählaktes weiß, bei der Geburt »verschleiert« (DKV V, S. 20). Im Dunkeln bleibt in dieser Rede keineswegs, was Murr hellsichtig vor Augen führt: Sehen und Erkennen, Visus und Wissen sind in westlichen Kulturtraditionen intrikat miteinander verzahnt, indes kann die Geburtsstunde und das erblickte ›Licht der Welt‹ aus der Perspektive des autobiographischen Subjekts strenggenommen ebenso wenig als Erfahrungswissen erzählt werden wie die Geschichte vom eigenen Tod. Mit der Frage, wie man zum Ein/Sehen kommt, berührt Murr auch die Frage, in welchem Verhältnis Anlage (Erblicken) und Umwelt (Erblickt-werden/Erzählen) in Bezug auf Sehen und Wissen zueinander stehen:

Ich erwachte aus tiefem Schlaf, ein blendender Glanz umfloß mich, vor dem ich erschrak, fort waren die Schleier von meinen Augen, ich sah! – Ehe ich mich an das Licht, vorzüglich aber an das buntschäckige Allerlei das sich meinen Augen darbot, gewöhnen konnte, mußte ich mehrmals hintereinander entsetzlich niesen, bald ging es indessen mit dem Sehen ganz vortrefflich, als habe ich es schon mehrere Zeit hintereinander getrieben. O das Sehen! es ist eine wunderbare herrliche Gewohnheit, eine Gewohnheit, ohne die es sehr schwer werden würde, überhaupt in der Welt zu bestehen! – Glückliche diejenigen Hochbegabten, denen es so leicht wird als mir, sich das Sehen anzueignen. (DKV V, S. 21f.)

Humoristisch gebrochen wird hier nicht nur Murrs erste Ansicht der Welt, die sich den Augen ungefragt und unvermittelt darbietet, und einen Niesanfall hervorruft, sondern auch die Ansicht über das Sehen als Gewöhnung/Gabe und Hochbegabung/Genialität. Prozesse des Scharfsehens und Scharfsinnig-urteilens fallen hier ironisch auseinander, gleichzeitig wird das Sehen als etwas verhandelt, das zwischen Vermögen (*dynamis*), Übung bzw. Aktion/Aktualisierung (*energeia*) sowie einem sprachbasierten Vor-Augen-Stellen (*enargeia*) liegt.

Dass die Ansichten des Katers durch seine Sehkraft, sein Taxieren und Betrachten geprägt sind, zeigt sich nicht nur im Gestus der Reflexion, sondern auch in der erzählten Interaktion. Augen-Blicke sind für diese Ansichten entscheidend – Kontaktzonen zwischen Kater und Mensch werden z.B. über Augenkontakt und die Begegnung auf Augenhöhe etabliert. So

(DKV V, S. 102). Hier wie an vielen anderen Stellen deutet der Text die Durchdringung von Murrs Autobiographie und Kreislers Biographie im Zeichen der Murr'schen Zitat- und Plagiatkunst an.

heißt es von der Erstbegegnung zwischen Kreisler und Murr, die Kreislers Biograph erzählt und die von Meister Abraham moderiert wird: »Der Kater glotzte den Kapellmeister mit seinen großen funkelnden Augen an, begann zu knurren, sprang auf den Tisch, der neben Kreislern stand und, von da ohne weiteres auf seine Schulter, als wolle er ihm etwas ins Ohr sagen« (DKV V, S. 36). Kontaktaufnahme funktioniert hier über den Augenkontakt – noch vor der physischen Berührung. Dabei wird deutlich, dass es nicht per se und nicht immer nur um Murrs Ansichten geht, sondern dass Ansichten, die sich Menschen von Murr machen, ebenfalls über visuelle Zugriffe auf den Kater strukturiert sind und Verhaltensinterpretationen bedingen. Als Abraham den Verdacht hegt, dass Murr »wirklich den Wissenschaften nachstellt[], statt den Mäusen« (DKV V, S. 95), und ihm verbal droht,¹⁹ verschließt Murr die Augen vor der Gewalt/Welt: »Mich überfiel eine schreckliche Angst, ich kniff die Augen zu, und tat als schliefe ich fest« (DKV V, S. 94). Murrs Schau-Spiel hinter verschlossenen Augenlidern geht auf. Der vermiedene »ehrliche« Augen-Blick täuscht die menschlichen Betrachter augenscheinlich:

Aber nein, nein, fuhr der Meister fort, schaut nur einmal her, Professor, wie mein ehrlicher Kater so sorglos schläft, und sagt selbst, ob er in seinem gutmütigen Antlitz etwas trägt, das auf solche geheime wunderbare Schelmereien, wie Ihr sie ihm Schuld gebt, gedeutet werden könnte. (ebd.)

Murr führt das Spiel zu Ende, wenn er als Angerufener von Abraham lautlich »mit [s]einem Krr – Krr – zu antworten« weiß und auch nicht versäumt, »die Augen aufzuschlagen« (ebd.). Abgerundet wird das zoosemiotische Täuschungsspektakel aus der alltäglichen Katze-Mensch-Verhaltenslehre mit einem »hohen und sehr anmutigen Katzenpuckel« (ebd.). Murrs Schau-Spiel geht auf.

Zoosemiotik und menschliche Verhaltenslehre, das unwillkürliche Augenverschließen (Murr) und das willkürliche Ansehen/Lesen (Meister Abraham/Kapellmeister) stehen in einem kausalen Wechselverhältnis. Dies wird auch in einer weiteren Interaktion zwischen Kater und Mensch augenfällig. Als Abraham den Kater Murr – in gewohnter Weise – anredet, und auf Murrs Verständnis der menschlichen Sprache Bezug nimmt,²⁰

19 Vgl. DKV V, S. 95: »[I]ch glaube, ich könnte dir die Ohren wund zwicken, oder gar –«.

20 Vgl. DKV V, S. 323: »[E]i Murr mein Kater! ich glaube gar, du verstehst mich, und der Professor hat Recht, der in dir einen besondern Verstand entdeckt haben will und dich gar fürchtet als seinen ästhetischen Nebenbuhler?« Vgl. zu den Formen der Interspezies-Kommunikationen im *Kater Murr* auch meine Überlegungen in Frederike Middelhoff:

gibt Murr nicht nur »ein sehr klares, wohltönendes Miau« von sich, sondern springt Abraham auch »auf den Schoß« und befleckt dabei den »Staatsschlafröck« (DKV V, S. 323). Abraham schmettert den Kater von sich, der »überpurzelte und ganz erschrocken die Ohren ankneifend, die Augen zudrückend, niederduckte auf den Fußboden« (ebd.). Murrs Körperhaltung und der abgewandte Blick deutet Abraham erneut zugunsten bzw. analog zu der eigentlichen Intention des Katers: »Nun, sprach er freundlich, nun Murr mein Kater! So böse war es nicht gemeint! – Ich weiß es, deine Absicht war gut, du wolltest mir deine Zuneigung beweisen, aber das tatest du auf täppische Weise« (ebd.). Murrs Augen werden auch hier von Abraham als ›beredete‹ Zeichen gelesen.

Mit den Augen des Katers, den Bedeutungen seiner Ansichten und den Deutungen der Kateraugen spielt Hoffmann demnach in nicht nur einer Hinsicht. Die Kateraugen erscheinen als Medien einer nonverbalen Kommunikation: Qua Öffnung, Schließung, Ausrichtung und Fokussierung setzt Murr seine Augen quasi-performativ als Sprechakte ein, umgekehrt deuten auch die menschlichen Figuren den Blick des Katers als bedeutungstragend. Hoffmann schafft auf diese Weise eine Verbindung zwischen Kateraugen und Semiotik, zwischen Blicken und Lektüren, zwischen ›sprachlosen‹ Körpern und ihrer sprachlichen Deutung. Mit dieser Verknüpfung, welche die Kateraugen als bedeutsam vor Augen stellt, etabliert der Text die Relevanz der Kater-Ansichten und wirft dabei gleichzeitig die Frage auf, inwiefern der Welt hinter Kateraugen Eigengesetzlichkeit zugesprochen werden kann. Erfasst eine Katze die Welt, die ihr ins Auge fällt, willkürlich oder instinktiv?²¹ Für Murr steht außer Frage, dass sein eigenes Sehen weniger als biologische Anlage, sondern vielmehr als genialische Veranlagung zu begreifen ist. Diese Einschätzung wiederholt sich in seiner Bewertung des Lesen-Lernens. In Murrs Augen besteht weder zwischen dem Sehen bzw. dem Prozess des Visuell-Wahrnehmens

Literarische Autozoographien. Figurationen des autobiographischen Tieres im langen 19. Jahrhundert, Berlin/Heidelberg 2020, S. 368–381.

- 21 Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Diskussion über den Geist der Tiere zwischen Abraham und Kreisler, in der die Unentscheidbarkeit der menschlichen Perspektive zwischen Willkür und Trieb in Bezug auf das Verhalten der Tiere Gegenstand ist: »Wer kann es sagen, wer nur ahnen, wie weit das Geistesvermögen der Tiere geht! – Wenn uns etwas, oder vielmehr alles, in der Natur unerforschlich bleibt, so sind wir gleich mit Namen bei der Hand, und brüsten uns mit unserer albernsten Schulweisheit, die eben nicht viel weiter reicht als unsere Nase. So haben wir denn auch das ganze geistige Vermögen der Tiere, das sich oft auf die wunderbarste Art äußert, mit der Bezeichnung Instinkt abgefertigt« (DKV V, S. 37).

einerseits und dem Lesen bzw. dem Prozess des Kognitiv-Verstehens andererseits ein signifikanter Unterschied. Hier setzt Hoffmann an, um rezeptions- und produktionsästhetische Fragen zu adressieren.

2. Lektüre-Ansichten

Wie lernt ein Kater lesen? Murrs wollüstige Vorliebe für Abrahams Arbeitszimmer, seinen Schreibtisch, die Papiere, in denen der Kater »wühlt[]« (DKV V, S. 40) und die – wie die Schreibfedern –²² von seinen scharfen Krallen nicht unbeschadet bleiben, bringt der Kater mit seinem »Drange nach den Wissenschaften und Künsten« (ebd.) in einen kausalen Zusammenhang. Schon mit dieser hand-(pfoten?)greiflichen Geste des Zerwühlens von »Büchern, Schriften und allerlei seltsamen Instrumenten« (ebd.) verunordnet Murr distinktive materielle Unterschiede zwischen Manuskript und Typoskript, zwischen Eigen- und Fremdproduktion. Gleichzeitig schreibt sich Murr hier schon vor der erzählten Aneignung der Kulturtechnik des Schreibens *autobiografisch* in die menschliche Bibliothek ein.²³ Doch mit dem Zerrupfen, das das Kompositionsprinzip der *Lebens-Ansichten* reflektiert, ist Murr »Bildungstrieb« (DKV V, S. 41) nicht befriedigt. Der Aneignung der Schreibkompetenz qua Pfoten-Technik geht der Erwerb der Lesekompetenz qua »Lernen-am-Modell« voraus. Statt seiner Krallen sind hier seine Augen gefordert. Wie beim Sehen (»O das Sehen! es ist eine wunderbare herrliche Gewohnheit«; DKV V, S. 21) geht Murr zunächst auch hinsichtlich des Lesens davon aus, dass es als Gewohnheit bzw. Zufall und ohne sein Zutun »passieren« wird:

Geschick schlug ich mit der Pfote ein ziemlich dickes Buch auf, welches vor mir lag, und versuchte, ob es mir nicht möglich sein würde, die Schriftzeichen darin zu verstehen. Das gelang mir zwar Anfangs ganz und gar nicht, ich ließ aber gar nicht ab, sondern starrte hinein in das Buch, erwartend, daß ein ganz besonderer Geist über mich kommen, und mir das Lesen lehren werde. (DKV V, S. 41)

22 Vgl. DKV V, S. 239: »Mein Meister band nemlich eine oder ein paar Schreibfedern an einen langen Faden, und ließ sie schnell in der Luft auf und absteigen, ordentlich fliegen. Im Winkel lauernd und die richtigen Tempos wahrnehmend sprang ich nun so lange nach den Federn, bis ich sie erwischte und wacker zerzauste.«

23 Vgl. dazu maßgeblich im Sinne der *autobiografures* Sarah Kofman: Schreiben wie eine Katze ... Zu E. T. A. Hoffmanns *Lebens-Ansichten des Katers Murr*, aus dem Französischen von Birgit Wagner, 3. Aufl., Wien 2013.

Der starre Blick ins Buch wird vom Erscheinen Abrahams gestört, der dem Kater den Schreibtisch als Lesetechniken-Experimentierfeld²⁴ überlässt und wiederholt auf Murrs genauen Blick (»Nun sieh – sieh!«; ebd.) und den Zusammenhang von Auge und vertiefender Lektüre (»Nun lies nur – studiere fleißig«; ebd.) insistiert.²⁵ Fortan setzt der Kater sein Bildungs- als Leseprogramm fort und macht sich dabei sowohl seine scharfen Augen als auch sein feines Gehör zunutze:

Meister Abraham hatte die Gewohnheit oftmals viel hintereinander laut zu lesen. Ich unterließ dann nicht, mich so zu postieren, daß ich ihm ins Buch sehen konnte, welches bei den scharfblickenden Augen, die mir die Natur verliehen, möglich war, ohne ihm beschwerlich zu fallen. Dadurch, daß ich die Schriftzeichen mit den Worten verglich die er aussprach, lernte ich in kurzer Zeit lesen, und wem dies etwa unglaublich vorkommen möchte, hat keinen Begriff von dem ganz besonderen Ingenium womit mich die Natur ausgestattet. (DKV V, S. 42)

Die Fähigkeit der Katzen, wie andere nachtaktive Tiere über große Distanzen hinweg und trotz (oder gerade wegen) starker Dunkelheit ausgesprochen gut und scharf sehen zu können, war um 1800 ein Gemeinplatz.²⁶ Menschen, die »besonders gut und scharf sehen können«, wurde daher auch nachgesagt, dass sie »Katzen-Augen haben«²⁷. Murr vermag auf Grapheme zu lauern und auf Phoneme zu lauschen, ohne dass es Abraham zu Bewusstsein kommt. Dass er dem Meister dabei über die Schulter schaut,

24 Teil dieser Lese- und Studiertechniken ist laut Abraham auch die materielle Kennzeichnung qua Kater-Griffure: »[A]llenfalls magst du auch die wichtigen Stellen im Buche durch sanfte Einrisse bezeichnen« (DKV V, S. 41).

25 »Seit dieser Zeit litt mich der Meister nicht allein auf dem Schreibtisch, sondern er sah es sogar gern, wenn ich, arbeitete er selbst, heraufsprang, und mich vor ihm unter die Schriften hinlagerte« (DKV V, S. 42).

26 Vgl. Lemma »Katze«, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. XI, Sp. 284: »die katze hat scharfes gesicht und gehör« sowie Artikel »Katze«, in: D. Johann Georg Krünitz (Hrsg.): Oekonomische Encyclopädie. Bd. XXXVI, Berlin 1786, S. 202: »Bey den Katzen und nächtlichen Raubvögeln ist diese Bewegung [des Augensterne, der sich aus- und wieder zusammenziehen kann; F.M.] so beträchtlich, daß ihr Stern, welcher im Finstern ganz rund und breit erscheint, am hellen Tage eine lange und so schmahle Figur, wie, eine Linie, annimmt, mithin diesen Thieren das Vermögen ertheilt, des Nachts schärfer, als am Tage, zu sehen. [...] Am Tage wird er [der Stern; F.M.] bey den Katzen beständig zusammen gezogen; und wenn sie bey hellem Lichte deutlich sehen, so geschieht es gleichsam durch die stärkste Anstrengung. So bald hingegen in der Dämmerung ihr Stern wieder seine gewöhnliche Form erhält, sehen die Katzen vollkommen gut, und bedienen sich dieses Vortheils, Ratzen und Mäusen aufzulauern und sie zu überfallen«.

27 Krünitz: Katze, S. 202.

also buchstäblich »Rücksichts« seiner »Art Ausbildung« nachgeht, wird erst wesentlich später im Text deutlich, wenn Murr von der gemeinsamen Lektüre mit dem Meister berichtet: »[E]r [Abraham; F.M] erlaubte, daß ich, studierte er am Schreibtisch, mich hinter seinem Rücken auf den Lehnstuhl setzen und mit vorgestrecktem Halse durch den Arm in das Buch kucken durfte, welches er eben las.« (DKV V, S. 379). Murr gibt dem über die Schulter des Meisters schauenden Lesen-Lernen dabei eine ähnlich inhärent-genialistische Kontur, wie im Fall des Sehen-Lernens: War es die natürliche »Hochbegab[ung]«, die laut Murr den Prozess erleichterte, »sich das Sehen anzueignen« (DKV V, S. 22), ist es nun die »Natur«, die das »Ingenium« (DKV V, S. 44) zur Leseaneignung erlaubt. Und schon beim Sehen-Können hatte Murr eine kategoriale Unterscheidung zwischen Aneignung und Angewöhnung, Erwerb und Erhalt, Kultur und Natur zum Verschwimmen gebracht und darauf verwiesen, dass der Zeitpunkt der Bewusstwerdung dem Zugang über das Bewusstsein bzw. der bewussten Erinnerung entzogen ist; der Kater wiederholt diese Behauptung, wenn es um das Lesen-Können im Speziellen, das Verstehen der menschlichen (in diesem Fall: der deutschen) Sprache im Allgemeinen geht:

Dabei darf ich auch nicht unterlassen, die merkwürdige Beobachtung mitzuteilen, die ich Rücksichts des vollkommenen Verstehens der menschlichen Sprache gemacht. Ich habe nemlich mit vollem Bewußtsein beobachtet, daß ich gar nicht weiß wie ich zu diesem Verstehen gekommen bin. Bei den Menschen soll dies auch der Fall sein, das nimmt mich aber gar nicht Wunder, da dies Geschlecht in den Jahren der Kindheit beträchtlich dümmer und unbeholfener ist, als wir. Als ein ganz kleines Käterchen ist es mir niemals geschehen, daß ich mir selbst in die Augen gegriffen, ins Feuer oder ins Licht gefaßt, oder Stiefelwichse statt Kirschmus gefressen, wie das wohl bei kleinen Kindern zu geschehen pflegt. (DKV V, S. 42f.)

Murr führt Entwicklungspsychologie, (Fremd-)Sprachenerwerb und »Rücksichts«-geprägtes Lesen-Lernen eng und verbindet die Beobachtungen zur Sprachkompetenz mit einer Kritik des Anthropozentrismus: Im Gegensatz zu Menschenkindern sind junge Katzen (instinktiv) so hellsehtig, dass sie sich nicht in die Augen greifen oder ins Feuer fassen. Scharfblickend und weit-sichtig eignet sich Murr die Technik des Lesens an und führt dabei gleichzeitig die Erkenntnis vor Augen, dass Sprachkenntnis und -verstehen einem Bestandteil des kindlichen Bewusstseins entsprechen, dessen Ursprünge, Hintergründe und Optimierungsverfahren noch

größtenteils im Dunkeln liegen.²⁸ Sobald Murr die Technik des Lesens beherrscht, ist er in der Lage, sich »täglich mehr mit fremden Gedanken vollstopf[en]« zu können und das Projekt, »die freilich sehr schwere Kunst des Schreibens«, in Angriff zu nehmen, um die »eigenen Gedanken«, die der ihm »inwohnende Genius gebär, der Vergessenheit zu entreißen« (DKV V, S. 43). Mittels der Lektüre gehen dem Kater in der Tat die Augen auf: Hier findet er nicht nur Anregung für seine schriftstellerische Karriere, sondern auch das Material, mit dem er sich fremde Ansichten und Gedanken zu eigen macht und Kater- vs. Menschen-Poesie auf den ersten Blick (z.B. den paranoiden Blick Lotharios) ununterscheidbar werden lässt.

Mit der Kater-Rede, die nach der Genese des Sehens/Erkennens als einer Kippfigur zwischen Visualität und Epistemologie fragt, scheint Hoffmann Bezug auf neoplatonische Erkenntnistheorien zu nehmen, die in der Sattelzeit breitenwirksam Anwendung fanden. Plotins These, dass das Auge nur solche Objekte erkennen kann, die ihm strukturell verwandt sind bzw. ihm in der »inneren Schau« anverwandt werden, griff u.a. auch Goethe in seiner *Farbenlehre* sowie den *Zahmen Xenien* auf.²⁹ Statt an die antike Philosophie knüpft Hoffmann mit Murrs »erhellenden« Sichtweisen aber auch an aktuelle naturwissenschaftliche Diskussionen über das Auge der Katzen an; statt die Metapher der Sonne, die Plotin bemüht, um über das Verhältnis von Idee und Form im Rahmen der Erkenntnis des Schö-

28 Die Pädagogik des 18. Jahrhunderts hatte sich darüber zu verständigen begonnen, dass Sprachentwicklung zwischen dem ersten und sechsten Lebensjahr für die geistige Entwicklung der Kinder entscheidend und demzufolge entschieden förderungsbedürftig sei. Daher wurde eine anregende (und sprachlich korrekte) Umwelt, in der Eltern und Lehrende den Kindern richtig vorsprechen und nachahmungswürdige Modelle bieten, nunmehr als maßgeblich betrachtet. Vgl. u.a. Christian Heinrich Wolke: Anweisung für Mütter und Kinderlehrer, die es sind oder werden können zur Mittheilung der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe, von der Geburt des Kindes an bis zur Zeit des Lesenlernens, Leipzig 1805, S. III, 80: »Es hat bis zu unsern Zeiten bei den meisten Aeltern das schädliche Vorurtheil geherrscht, daß auf die Erziehung und Unterweisung der Kinder in ihren ersten sechs Lebensjahren nur wenig Sorgfalt gewendet werden dürfe [...]. Denn, wie kann ihr Kind richtig sprechen und urtheilen lernen, wenn ihm fehlerhaft und regelwidrig vorgesprochen wird?« Vgl. dazu auch Marc Feldmeier: *Archive der Kindheit. Pädagogik und Literatur von Sulzer bis Tieck*, Würzburg 2018.

29 Goethe hatte sich bereits in den 1780er Jahren mit antiken Theorien zur göttlichen Natur des Menschen, die aufgrund dieser Anlage Gott erkennen können, beschäftigt, später aber deutlicher auf morphologische Fragen abgehoben. Vgl. dazu u.a. Dieter Burdorf: *Poetik der Form. Eine Begriffs- und Problemgeschichte*, Stuttgart/Weimar 2001, S. 62 sowie Ernst Grumach: *Goethe und die Antike. Eine Sammlung*. Bd. I, Berlin 1949, S. 820.

nen zu sprechen,³⁰ setzt Hoffmann, wie im Folgenden dargelegt werden soll, bei zeitgenössischen Debatten über Phosphor und Phosphoreszenz in Bezug auf das Katzenauge an. Indem Hoffmann über Murrs scharfblickende Augen und besondere Augen-Blicke einen Verbindungsbogen zwischen Perception, Rezeption und Produktion im Spannungsfeld von erkenntnistheoretischen und produktionsästhetischen Fragestellungen schlägt – und diese Fragen mit einem menschlichen Nicht-Wissen über das Funktionieren des (nicht nur tierlichen) Bewusstseins und Sehens kurzschließt –, bereitet er das Fundament für die Verhandlung kunsttheoretischer Themenkomplexe vor, die mit der Wissensgeschichte des Phosphors und dem Verhältnis von Phosphor(esenz) und/im Katzenauge in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.

3. Phosphor-Poetik

Als Hoffmann die Berliner Wohnung mit seinem Kater teilte und ihm vermutlich nicht nur in der Nacht, in der Murr verstarb, tief in die Augen schaute,³¹ arbeitete man sich in der Physik und (Zoo-)Chemie³² an der

30 »[K]ein Auge könnte je die Sonne sehen, wäre es nicht sonnenhaft; so sieht auch keine Seele das Schöne, welche nicht schön geworden ist«. Plotin, zit. nach Burdorf: Poetik der Form, S. 62.

31 Vgl. Hoffmann zu Hitzig über Murrs Sterben: »In der Nacht [...] winselte der Murr gar zu erbärmlich, meine Frau schlief fest; ich stand sachte von ihrer Seite auf, schlich in die Kammer, wo er lag, hob die Decke auf, die über ihn gebreitet war, und nun sah er mich an, mit ordentlich menschlichen Blicken, wie bittend, daß ich ihm doch das Leben schenken möchte, und hörte für einen Augenblick auf zu jammern, als ob er Trost in meinen Mienen läse. Da konnte ich es nun nicht länger ertragen, ließ das Tuch wieder über ihn hinfallen, und kroch ins Bett zurück.« Julius Eduard Hitzig: E.T.A. Hoffmann's Leben und Nachlaß. Bd. I, 3. Aufl., Stuttgart 1839, S. 119f.

32 Vgl. Carl Wilhelm Juch: Ideen zu einer Zoochemie, Erfurt 1800, S. VIII f.: »[D]ie Zoochemie soll einer der wichtigsten Theile der allgemeinen Naturkunde, Physiologie im eigentlichen Sinne des Wortes seyn; eine Sammlung chemischer Analysen todter thierischer Substanzen ist es nicht, was man sich unter einer Zoochemie vorzustellen hat. [...] Man finde in gegenwärtigem Theile fünf Gegenstände bearbeitet, nämlich Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus und Galvanismus«. Vgl. in diesem Sinne auch Samuel Hahnemann: Reine Arzneimittellehre. Bd. III, Dresden 1817, S. XXIV sowie Dr. Sigwart: Bemerkungen über einige Gegenstände der thierischen Chemie, in: J.F. Meckel (Hrsg.): Deutsches Archiv für Physiologie. Bd. I/I, Halle/Berlin 1815, S. 202–220. Auch Reil moniert: »Die Zoochemie ist hinter der Anatomie, wenn sie gleich mit dieser einerley Verhältniß zur Physiologie hat, zurückgeblieben.« (Johann Christian Reil: Ueber das polarische Auseinanderweichen der ursprünglichen Naturkräfte in der Gebärmutter zur Zeit der Schwangerschaft, und deren Umtauschung zur Zeit der Geburt, als Beytrag zur

Frage ab, warum Katzenaugen im Dunkeln phosphorartig leuchten. Die These, dass die leuchtenden Augen »von der Electricität des Thiers«³³ ausgehen könnten, wurde weitestgehend verworfen.³⁴ Zur Debatte stand vielmehr, ob Katzenaugen (a) tatsächlich Phosphor enthalten, (b) tagsüber Licht »aufsaugen« und daher »nur« phosphoreszieren, oder ob das Leuchten (c) durch die Form ihrer Augenlinse und Netzhaut bedingt ist, die auch minimal eingehendes Licht bricht und maximal reflektieren lässt. Grundlegender Streitpunkt war dabei, ob das Auge der Katze eigene Leuchtkraft besitzt – weil es Phosphor enthält – oder ob es einem Lichtmagneten entspricht und daher »fremdes« Licht phosphoreszierend zurückwirft. In den *Allgemeinen medizinischen Annalen des Jahrs 1800* fasste man den Diskussionsstand zur »Untersuchung der Lichterscheinungen welche gewöhnlich an den Augen der Katzen im Dunkeln bemerkt wird« anlässlich der Besprechung eines Beitrags zur Struktur der Nerven, den der britische Arzt Everard Home vorgelegt hatte, daher auch wie folgt zusammen:

Gegenwärtig gibt es vorzüglich zwei Meinungen über diesen Gegenstand; die eine ist: daß diese Lichterscheinung von dem äußern Licht abhängt, das in dem Auge gesammelt, und zurückgeworfen wird; die andere: daß dieses Licht in dem Auge des Thieres selbst erzeugt wird.³⁵

Physiologie der Schwangerschaft und Geburt, in: ders. und J.H.F. Autenrieth (Hrsg.): Archiv für Physiologie. Bd. VII/III, Halle 1807, S. 402–501, hier S. 439.

- 33 Friedrich Albrecht Anton Meyer: Ueber das nächtliche Leuchten der Katzenaugen, in: Johann Heinrich Voigt (Hrsg.): Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte. Bd. XIII. Drittes Stück, Gotha 1793, S. 105–117, hier S. 110. Meyer kommt in seiner Auseinandersetzung mit den »Funken, die aus dem Felle der Katzen fahren« und dem Leuchten der Katzenaugen zu dem Schluss, dass die Fellfunken »electricisch sind«, während das Leuchten der Katzenaugen »einen andern Ursprung haben muß.« Ebd., S. 112. Vgl. zur Elektrizität des Katzenfells im *Kater Murr* die Rede von Mina über die »natürlichen Fähigkeiten und angenehmen mir von der Natur eingepflanzten Talenten«, zu denen sie »die Macht, knisternde Funken aus meinem Pelz hervorstrahlen zu lassen, wenn man mich streichelt« (DKV V, S. 56), zählt. Vgl. auch in diesem Sinne die Rede des »Ernste[n]« über die Wirkungen des »Magnetismus auf Tiere«, die – wie er an Murr zu zeigen in Aussicht stellt –, »das elektrische Fluidum in sich tragen« (DKV V, S. 166). Vgl. dazu auch Rupert Gaderer: Poetik der Technik. Elektrizität und Optik bei E.T.A. Hoffmann, Freiburg i.Br. 2009, S. 149–152.
- 34 Meyer vertritt die Ansicht, dass »sehr wahrscheinlich« sei, dass das Leuchten der Katzenaugen »phosphorischen Ursprungs ist«. Meyer: Ueber das nächtliche Leuchten, S. 115.
- 35 [o.A.]: Everard Home: Home's Versuche und Beobachtungen über die Struktur der Nerven, in: Allgemeinen medizinischen Annalen des Jahrs 1800. Als Fortsetzung der medizinischen National-Zeitung für Deutschland und als Einleitung zu den Allgemeinen medizinischen Annalen des neunzehnten Jahrhunderts, Altenburg 1800, S. 535–543, hier S. 536.

Home fand durch Beobachtung lebender Katzen, Tiger und Hyänen sowie Experimenten an toten Katzen heraus, dass erstere Annahme die rechtmäßige zu nennen sei:

Diese Versuche zeigen deutlich, daß kein Licht in dem Auge erzeugt wird, sondern daß jenes Funkeln der Augen einzig durch die hohle glänzende Oberfläche des *tapetum ludicum* bewirkt wird, welches die Strahlen des äußern, durch die Hornhaut und die Krystalllinse verdichteten Lichtes, sammlet, und durch das Seheloch zurückwirft.³⁶

Dass die Lichtdurchlässigkeit und Reflexionsfähigkeit der Netzhaut und nicht der Phosphorgehalt im Auge der lebenden Katze als Grund für das idiosynkratische Leuchten der Katzenaugen bei Nacht gewertet werden sollte, wurde allerdings weiterhin angezweifelt. 1811 behauptete der Regensburger Physiker und Mathematiker Placidus Heinrich in seiner Abhandlung über *Die Phosphoreszenz*, »die Augen vieler Thiere seyen natürliche Phosphor, und die Hauskatze trage ihre Leuchte in beyden Augen mit sich herum«³⁷. Im Abschnitt über »Das Leuchten der Katzenaugen«³⁸ setzte sich Heinrich mit den beiden diskursdominierenden Erklärungsmodellen für das Leuchten der Katzenaugen auseinander. Einerseits gab er zu bedenken, dass das Katzenauge als »Convexspiegel« sowohl Licht reflektieren als auch wie ein »Lichtmagnet« funktioniere und somit als »ein Phosphor durch Insolatation«³⁹ gelten dürfe. Zweitens gab Heinrich, mit gewissen Einschränkungen, zu bedenken, dass das Auge der Katze »ein eigenthümlicher Phosphor«⁴⁰ genannt werden könne:

Nichts desto weniger kann es Fälle geben, wo alles bisher gesagte nicht hinreicht, das auffallende Funkeln der Katzenaugen im Finstern zur erklären, ohne ihnen das Vermögen einer eigenthümlichen Phosphoreszenz einzuräumen. [...] Aus allen meinen bisherigen Erfahrungen geht hervor, daß sich dieses eigenthümliche Leuchten der Augen, ohne mindeste Dazwischenkunft äußerer Bestrahlung, nur bey ausgewachsenen Katzen, und da äußerst selten bemerken

36 Ebd. Zum Tapetum ludicum vgl. Frans C. Stades u.a.: *Praktische Augenheilkunde für den Tierarzt*, 3. Aufl., Hannover 2006, S. 15: »Bei der Mehrzahl der Haustiere befindet sich in der dorsalen Hälfte des Fundus das so genannte Tapetum ludicum (Tapetum, griechisch: Wandbehang; ludicum, lateinisch: hell; [...]). Die Farbe des T. ludicum variiert von gelb bis grün.«

37 Placidus Heinrich: *Die Phosphoreszenz der Körper oder die im Dunkeln bemerkbaren Lichtphänomene der anorganischen Natur*, durch eine Reihe eigener Beobachtungen und Versuche geprüft und bestimmt, Nürnberg 1811, S. 77.

38 Ebd., S. 384–386.

39 Ebd., S. 385.

40 Ebd.

läßt und daß es zum Theil von der Willkühr des Thieres, von seiner innerlichen Stimmung, vielleicht auch von Zeitumständen abhängt.⁴¹

Die Behauptung, dass es sich hier um »ein ächst phosphorisches Phänomen, jenem der Johanniskäfer ähnlich,«⁴² handele, hielt Heinrich dann allerdings für abwegig. Deutlich wird in den *Annalen* wie auch bei Heinrich, dass es in der Diskussion über phosphorische Katzenaugen im Kern auch um die Frage ging, ob die Katze ohne äußeres Zutun und, allem voran, willkürlich⁴³ über das Leuchten ihrer Augen verfügen kann.

Die Kontroverse betrifft der Frage, ob Katzenaugen Phosphor enthalten und Katzen ihre Augen selbsttätig zum Phosphoreszieren bringen können, riss auch in den Folgejahren nicht ab. 1818 vertrat Gottfried Reinhold Treviranus die Meinung, dass das Licht der leuchtenden Katzenaugen zweifellos »[a]us dem Innern des Auges entsteht«, man sich aber nach wie vor nicht darüber im Klaren sei, wie genau das Leuchten zustande komme und wie man es zu den »übrigen leuchtenden Phänomenen der Thiere und Zoophyten«⁴⁴ in Beziehung setzen sollte. 1823 wiederum veröffentlichte Goethe die vom Berliner Staatsrat Christoph Friedrich Schultz verfasste Abhandlung »Ueber physiologie Farbenerscheinungen, insbesondere das phosphorische Augenlicht, als Quelle derselben, betreffend« anonym in seiner Aufsatzreihe *Zur Naturwissenschaft überhaupt*,⁴⁵ in der Schultz die These vom phosphorischen Selbstleuchten des Auges

41 Ebd., S. 385f.

42 Ebd., S. 386.

43 Vgl. ebd., S. 385: »Doch mischt sich hiebey viel willkührliches mit ein. Ich kann meine Katze weder durch Schmeicheln noch durch Mißhandeln dahin bringen [mit den Augen zu funkeln; F.M.]; geräth sie aber gegen eine andere Katze oder gegen einen Hund in Zorn, so leuchten ihre Augen sehr auffallend.«

44 Gottfried Reinhold Treviranus: *Biologie, oder Philosophie der lebenden Natur für Naturforscher und Aerzte*. Bd. V, Göttingen 1818, S. 121.

45 Vgl. Manfred Wenzel (Hrsg.): *Goethe-Handbuch Supplemente*. Bd. II: *Naturwissenschaften*, Stuttgart 2012, S. 126–129. Goethes eigenes kunst- und naturwissenschaftliches Interesse am Phosphor lässt sich nicht nur am Gedicht »Nachklang« aus dem *West-östlichen Divan* ableiten, wo der »Phosphor« neben »Kerze« und »Sonne« als strahlender Bildspender für die Anrufung der Geliebten verwendet wird. Man vergleiche in dieser Hinsicht auch das 1820 erstmalig gedruckte Gedicht »Grundbedingung«, das Natur und Kunst, Innerlichkeit und äußeren Anschein mit dem Verweis auf das Leuchten des Phosphors in ein Verhältnis setzt: »Sprichst du von Natur und Kunst, / Habe beide stets vor Augen: / Denn was will die Rede taugen / Ohne Gegenwart und Gunst! // Eh du von der Liebe sprichst / Laß sie erst im Herzen leben, / Eines holden Angesichts / Phosphorglanz dir Feuer geben«. Johann Wolfgang Goethe: *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*. Bd. II. Abt. 1, hrsg. von Dieter Borchmeyer, Frankfurt a.M. 1988, S. 531.

vertrat. Schultz behauptete, dass »der Phosphor im Auge«, durch Wärme angeregt, »mehr oder minder entzündet, und zum Leuchten, zur Reaktion gegen das äußere Licht geweckt [wird].«⁴⁶ Noch 1833 hielt man in der *Zeitschrift für Staatsarzneikunde* fest, dass die Frage danach, ob Selbstleuchten oder Reflexion den Grund zum Augenleuchten gebe, nach wie vor nicht geklärt sei und »noch wiederholte und auf mehrfache Weise modificirte Versuche erforderlich [sind], bevor man die eine oder die andere Meinung ganz verwerfen kann.«⁴⁷ Gleichwohl zeichnet sich in den 1830er Jahren eine Einigung zugunsten der Theorie ab, dass »das Leuchten der Augen [...] nicht zu den phosphorischen Erscheinungen gezählt werden [kann].«⁴⁸ Johannes Müller, Professor für Anatomie und Physiologie der Universität Berlin, ging sogar so weit, »die Erzählungen von [*sic*] Ausströmen von Licht aus den Katzenaugen für fabelhaft zu erklären«; das Leuchten der Katzenaugen sei »durch Täuschungen von reflectirtem Licht entstanden.«⁴⁹

-
- 46 [Christoph Friedrich Schultz]: Über physiologie Farbenscheinungen, insbesondere das phosphorische Augenlicht, als Quelle derselben, betreffend, in: Johann Wolfgang Goethe: Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie / Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden, hrsg. von Hans J. Becker, Gerhard H. Müller, John Neubauer und Peter Schmidt, in: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchener Ausgabe. Bd. 12, hrsg. von Karl Richter, in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller und Gerhard Sauder, München, Wien 1989, S. 671–683, hier S. 673.
- 47 Burkhard Wilhelm Seiler: Ueber das Sehen im Dunkeln oder die subjective Lichtentwicklung in den Augen der Menschen, als Gegenstand der gerichtlichen Arzneikunde, in: *Zeitschrift für die Staatsarzneikunde* 26 (1833), S. 266–283, hier S. 279. Seiler fasst die bisherige Forschung und kontroverse Diskussion zum Phosphor von der Antike bis in seine zeitgenössische Gegenwart zusammen, vgl. hier insbesondere S. 278–281. Eine ähnliche Übersicht findet sich in den *Abhandlungen der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahr 1834*, in dem alle nennenswerten Studien über das Leuchten organischer und anorganischer Körper, insbesondere in Hinblick auf das Meeresleuchten referenziert und synoptisch wiedergegeben werden. Vgl. Christian Gottfried Ehrenberg: Das Leuchten des Meeres. Neue Beobachtungen nebst Übersicht der Hauptmomente der geschichtlichen Entwicklung dieses merkwürdigen Phänomens, in: *Abhandlungen der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahr 1834*, Berlin 1836, S. 411–576.
- 48 Friedrich Tiedemann: Physiologie des Menschen. Bd. I. Allgemeine Betrachtungen der organischen Körper, Darmstadt 1839, S. 509. Vgl. z.B. auch M. C. Wolfring: Verhältniss des Organischen zum Anorganischen, oder Grundlinien der vergleichenden Physiologie und Physik, Erlangen 1848, S. 318: »[D]ass die Katzenaugen leuchten, geschieht durch den Reflex des einfallenden Lichtes, und nicht durch Phosphoresciren derselben.«
- 49 Johannes Müller: Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen. Bd. I, Koblenz 1834, S. 760. Müller expliziert seine Ablehnung gegenüber der Phosphorkat-

Hoffmann greift die fabelhafte Theorie vom phosphorischen Leuchten der Katzenaugen auf, bevor sie aus der wissenschaftlichen Debatte ausgeschlossen wird. Mit seinem literarischen Kater, der nicht nur mit scharfer Zunge gegen die menschliche Hybris wettert und mit spitzer Feder gegen das kulturelle Monopol des Menschen anschreibt, sondern sich mit seinen scharfblickenden Augen auch das Lesen aneignet und die Bereiche menschlichen Unwissens (u.a. im Hinblick auf Bewusstseinsbildung und Spracherwerb) vor Augen führt, knüpft er auch an eine Kontroverse über die Hintergründe des Leuchtens der Katzenaugen bei Dunkelheit an und überblendet die naturwissenschaftliche Diskussion mit ästhetischen und kunsttheoretischen Fragestellungen. Als Abraham, angeregt durch die Mutmaßungen Lotharios, laut darüber nachdenkt, wie der gebildete Dichter-Kater eingesperrt und einem zahlenden Publikum vorgeführt werden könnte, setzt sich Murr zum Ziel, seine Fähig- und Fertigkeiten vor Abrahams Augen zu verbergen und nur noch heimlich, bei Dunkelheit zu arbeiten:

Ich las und schrieb daher nur des Nachts, und erkannte auch dabei mit Dank die Güte der Vorsehung, die meinem verachteten Geschlecht manchen Vorzug vor den zweibeinigen Geschöpfen, die sich, Gott weiß warum, die Herren der Schöpfung nennen, gegeben hat. Versichern kann ich nemlich, daß ich bei meinen Studien weder des Lichtziehers noch des Ölfabrikanten bedurfte, da der Phosphor meiner Augen hell leuchtet in der finstersten Nacht. (DKV V, S. 117)

Murr vertritt hier das Meinungsbild derjenigen Naturforscher, die das Leuchten der Katzenaugen auf eine Phosphorquelle zurückführen. Die These, dass Katzenaugen leuchten, weil sie das Äquivalent eines Lichtmagneten oder eines Leuchtspiegels bilden, greift der Kater nicht auf:⁵⁰ In seinen Augen leuchtet Phosphor aus seinen Augen – ein natürlicher Vorzug der Katzen im Vergleich zur menschlichen Spezies. Hoffmann beleuchtet hier ganz konkret ein zu Beginn des 19. Jahrhunderts ungeklärtes (Natur-)Phänomen und leitet daraufhin zu literatur- und kunsttheore-

zenaugen-These: »Katzenaugen leuchten im Dunkeln nicht, und wer für diese Ideen aus Neigung eingenommen ist, den laden wir ganz einfach ein, wie wir gethan, eine Katze mit sich in einen absolut dunklen Raum zu nehmen, um sich vom Gegentheil zu überzeugen.« Dass der Versuchsleiter Müller durch seine Anwesenheit (und seine eigene sinnlich-physiologische Beschränkung als Mensch) das Versuchsergebnis verfälscht, scheint ihm nicht aufzufallen.

50 Vgl. in diesem Sinne noch Krünitz, der leuchtende Katzen- und Menschaugen mit »strahlende[n] Diamanten« vergleicht, die »des Nachts das Licht wieder zurück[werfen], dessen Strahlen sie den Tag über gleichsam eingesogen haben.« Krünitz: Katze, S. 202.

tischen Fragen über. Denn Murr betont sein Alleinstellungsmerkmal als phosphorischer ›Selbstleuchter‹, der im dunklen Arbeitszimmer weder der Tierfettlampe (des Lichtziehers)⁵¹ noch der Öllampe (des Ölfabrikanten) bedarf, nicht in Bezug auf das Sehen im Allgemeinen, sondern im Kontext der Lektüre und Produktion von Texten im Speziellen. Entscheidend ist dabei, dass Murr die Annahme vertritt, dass seine Augen eigenmächtig und ohne externe Einflussnahme leuchten, seine Studien also gewissermaßen autonom illuminieren bzw. der Lektüre einen eigenen Anschein geben: Seine Augen spiegeln Licht nicht, sie erzeugen es und stellen das, was ins Auge gefasst wird, somit in ein eigenes, subjektiv gefärbtes Licht. Indem der Kater auf den Phosphor als Lichtquelle seiner illuminierten Studien hinweist, wird die Virulenz der Phosphor-Debatte um 1800 für die *Lebens-Ansichten* evident. Doch in welchem Zusammenhang steht nun Murrs Plädoyer für den Phosphorgehalt des Katzenauges mit seiner Lektüre und Produktion von Literatur?

4. Lampenpoesie und Phosphorleuchten

Unmittelbar im Anschluss an die Behauptung, dass er aufgrund seines phosphorischen Augenlichts im Dunkeln sehen, lesen und schreiben kann, kommentiert Murr die eigene, im Dunkeln produzierte leuchtende Literaturgenese: »Gewiß ist es daher auch, daß meine Werke erhaben sind über den Vorwurf, der irgend einem Schriftsteller aus der alten Welt gemacht wurde, daß nemlich die Erzeugnisse seines Geistes nach der Lampe röchen« (ebd.). Das metaphorische Sprichwort »*olet lucernam* [...] es riecht nach der Lampe«⁵² war um 1800 für ein Produkt des Geistes bekannt, das viel Fleiß, aber wenig Eigenständigkeit bzw. Kreativität erken-

51 Lichtzieher fertigten Lichter/Kerzen aus Talg und Tierfetten. Vgl. »Das Lichtziehen [...], die Handlung da man Lichter ziehet, d. i. durch mehrmalige Eintauchung des Dochtes in den geschmolzenen Talg nach und nach Lichter hervor bringet.« Johann Christoph Adelung: Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Bd. II, Ausgabe letzter Hand, Leipzig 1793–1801, Sp. 2055. Eine digitalisierte Fassung ist online verfügbar im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21, www.woerterbuchnetz.de/Adelung (30.01.2022).

52 Georg Thomas Serz: Handbuch der griechischen und lateinischen Sprichwörter. Bd. I, Nürnberg 1792, S. 549: »[E]s ist eine Schrift, auf deren Verfertigung der Verfasser vielen Fleiß gewendet hat.« Mit dem »Schriftsteller aus der alten Welt« (DKV V, S. 117) meint Murr Demosthenes: »Von Demosthenes sagte man, daß er bey Verfertigung seiner Schriften mehr Oel, als Wein verbraucht hätte.« Serz: Handbuch, S. 449f.

nen lässt. Waren Texte, die ›nach der Lampe riechen‹, in der Vormoderne noch durchaus positiv konnotiert und wortwörtlich auf eine bestimmte Arbeitspraxis und eine bestimmte raumzeitliche Konstellation bezogen,⁵³ wurde der in der Rezeption wahrnehmbare ›Lampen-‹, bzw. ›Gelehrsamkeitsgeruch‹ in der Romantik sprichwörtlich – und in erster Linie zur Aburteilung genutzt.⁵⁴ In Lorenz Okens *Isis* urteilte man eine ganze Zeitschrift mit der Begründung ab, dass die darin enthaltenen Schriften, »zu sehr nach der Lampe [...] riechen«⁵⁵; Reisebeschreibungen, die in der Studierstube qua Reise mit dem Finger über die Landkarte entstanden, statt aus der eigenen Mobilität und Erfahrung hervorgegangen zu sein, wurden gleichermaßen als ›Lampenprodukte‹ verworfen.⁵⁶ Und auch in Johann Joachim Bodes Übersetzung von Sternes *Tristram Shandi* wird die Metapher vom Lampengeruch verwendet, um anzuzeigen, dass die Theorie einer Bestimmung des menschlichen Charakters anhand seiner Ausscheidungen bei weitem zu mühevoll bzw. konstruiert erscheint.⁵⁷

-
- 53 Siehe auch Johann B. Anger: Wörtliche und ursprüngliche Erklärung, nebst Anwendung der, in dem zweyten Grammatikal-Schulbuche enthaltenen Sprichwörter, sammt einer deutlichen theoretisch-praktischen Erörterung des römischen Kalenders, zum beliebigen Gebrauch der Grammatiken in den k. k. Staaten, Wien 1798, S. 29: »*Olet lucernam*, es riecht nach der Lampe. Wird von einem sehr gut ausgedachten, und mit dem höchsten Fleiße ausgearbeiteten Werke gesagt. Ist hergeleitet von denen, welche beim Lichte studiren und gelehrte Werke verfertigen.«
- 54 Vgl. in diesem Sinne auch den Rat: »Morgenstudium ist das beste; mitternächtliche Arbeit riecht nach der Lampe, sagt man.« Herr Prof. Dr. Busch: Ueber den Einfluß physischer Ursachen auf die Stärke und Lebhaftigkeit des menschlichen Geistes, in: Sigmund Friedrich Hermbstädt (Hrsg.): Museum des Neuesten und Wissenswürdigen aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Künste, der Fabriken [...] für gebildete Leser und Leserinnen aus allen Ständen. Bd. VI, Berlin 1815, S. 253–263, hier S. 258.
- 55 »Die Producte aus der Schule des *Zuschauers*, wenn auch eben so reinmoralisch, scheinen mir doch, unbeachtet ihres Werthes, zu sehr nach der Lampe zu riechen; die Anstrengung ist sichtbar, so wie die Schwierigkeiten einen Gegenstand aufzufinden«. [o.A.]: [o.T.], in: *Isis oder Encyclopädische Zeitung*, Nr. 42 (1817), S. 329–330, hier S. 329. Vgl. in diesem Sinne auch das *Morgenblatt für gebildete Stände*, in dem über das in London aufgeführte Stück »*Pocahontas* oder die Indianische Prinzessin« gesagt wird, dass es »mit vieler Sorgfalt geschrieben [ist], aber eben weil es zu sehr nach der Lampe riecht und etwas zu didaktisch für die Bühne ist«, beim Publikum durchfiel. [o.A.]: Korrespondenz-Nachrichten, in: *Morgenblatt für gebildete Stände*, 24.1.1821, S. 84.
- 56 Vgl. D.: Ueber die Schweiz und die Schweizer. Ersther Theil [...] [Rez.], in: Friedrich Nicolai (Hrsg.): Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek. Bd. XXV, Nr. 5, Kiel 1796, S. 311–313, hier S. 311: »Eine Reisebeschreibung, die durchaus nach der Lampe des Dachstübchens riecht, dessen Bewohner die lehrreiche Schweiz schwerlich mit einem Fuße betrat!«
- 57 Vgl. Laurence Sterne: *Tristram Schandis Leben und Meynungen*. Bd. I, übers. von Johann Joachim Bode, Hamburg 1774, S. 176, H.i.O.: »Ich habe gegen diese Methode

Wenn Murr nun seine phosphorischen Ansichten auf Literatur als hell-sichtige Werkproduktion von einer ästhetischen Praxis abgrenzt, die sich primär durch Formen einer am Produkt sichtbar werdenden mühseligen Arbeit im Spannungsfeld von Reflexion, Reproduktion und Imitation auszeichnet,⁵⁸ berührt er damit Kernthemen der romantischen Kunst- und Medientheorie in ihrer Auseinandersetzung mit und Abgrenzung von einer Nachahmungsästhetik nach antiken Vorbild.

M. H. Abrams hat die Abwendung der Romantik von mimetischen Konzepten im Allgemeinen, den Idealen der *imitatio* im Speziellen als Abkehr von der Spiegel- hin zur Lampen-Metapher interpretiert, einen Wandel »from imitation to expression, and from the mirror to the fountain, the lamp, and related analogues«⁵⁹. In kritischer Auseinandersetzung mit Kant entwickelt die Romantik laut Abrams ein Bewusstsein dafür, dass der Verstand buchstäblich nur das beleuchtet, was er in Teilen selbst produziert hat.⁶⁰ Perzeption und Imagination sind insofern strukturell kongruent, als auch die sinnliche Welterfassung wie ein (Licht-)Projektor auf die Dinge »strahlt«, ihnen einen bestimmten Anschein verleiht und überhaupt nicht ohne eine Reziprozität zu denken ist.⁶¹ Während die Nachahmungsästhetik des 17. und frühen 18. Jahrhunderts, so Abrams, im Bild des Spiegels (bzw. des Spiegelbilds) und der Reflexion ihr kunst-theoretisches Ideal findet und ein mimetisches Abbildungsverhältnis zwischen Wahrnehmung und Welt, Kunst und Natur propagiert, geht die Romantik von einem nicht spiegelbildlichen, sondern gewissermaßen

nichts anders einzuwenden, als daß ich glaube, sie riecht zu sehr nach der Studierlampe –, und solche dadurch noch mühsamer wird, daß Sie dabey genöthigt sind, ein Auge auf die übrigen *Nicht natürlichen Dinge* zu haben.«

58 Vgl. in diesem Sinne auch Moritz Schenkel: Lampen – aber nicht Oel; Oel in den Gefäßen sammt den Lampen, in: ders.: Kirchen- und Schulblatt, Jahrgang 35, Nr. 1, 18. Januar, Leipzig 1885, S. 1–5, hier S. 1: »Ein Werk riecht nach der Lampe«. Was man damit sagen will, ist so bekannt, daß Weiteres darüber nicht gesagt zu werden braucht. Ein Lob für eine Geistesarbeit ist es nicht. Man drückt ihr damit den Makel auf, daß sie nicht ein Produkt mühseligen Sinnens und Denkens sei, und starke Geister thun sich nicht wenig darauf zu gute, daß ihre Werke auf ganz anderem Wege entstanden seien, entsprungen aus ihrem Kopfe, wie Athene aus dem Haupt des Zeus.«

59 Ebd., S. 57.

60 Vgl. M. H. Abrams: *The Mirror and the Lamp. Romantic Theory and the Critical Tradition*, London/Oxford/New York 1971, S. 58.

61 Vgl. ebd., S. 62: »A number of romantic writers then, whether in verse or prose, habitually pictured the mind in perception, as well as the mind in composition, by sometimes identical analogies of projection into, or of reciprocity with, elements from without.«

›lampenbildlichen‹ Verhältnis zwischen Subjekt und Welt sowie zwischen Kunst und Natur aus.⁶²

Murrs illuminierte Lektüre- und Schreibpraxis arbeitet dem Bild einer ›Lampenkunst‹ nun zwar in gewisser Hinsicht zu, schließlich verschreibt sich auch der Phosphor-Kater einer (Selbst-)Expressions- statt einer Imitationskunst – und ist auch sonst nicht um den Vergleich seiner selbst mit anderen Selbstleuchtern verlegen.⁶³ Allerdings bricht Murr mit dem romantischen Motiv der Lampe gleich doppelt, ist sein »wahres Genie« (DKV V, S. 16) doch zum einen im Geschick für Pastiche und Plagiat zu suchen, weniger in einer vermeintlich autonom schöpferischen Kunstproduktion, die als quasi-göttlich-inspirierte Eingebung funktioniert. Auch der Herausgeber entlarvt im Paratext wiederholt Murrs Eigen-Rede als Fremd-Aussage.⁶⁴ Zum anderen wurde das Motiv der Lampe, wie oben erwähnt, im deutschsprachigen Raum um 1800 bereits re-semantisiert: Literatur, die nach der Lampe riecht bzw. bei der Lampe entstanden ist, deklassierte man als eine übermäßig gelehrte bzw. übermäßig didaktische Kunst, die nicht die Strahlkraft einer genialischen Dichtkunst übermittelt, sondern den Mief des Lampenöls aus der Studierstube verbreitet. Die phosphorische Kater-Kunst, die im Lichte des eigenen Lichtes entstanden und nicht nach der (Öl- oder Talg-)Lampe zu riechen vorgibt, lässt sich daher auch als Karikatur einer ästhetischen Theorie der ›lampenesken‹ Ausdruckskunst lesen. Der Kater, dessen »wahres Genie« (ebd.) plagiatorischer Natur ist und der ein Buch mit seinen An-Sichten produziert, dem »das fundamentale Fehlen jeder Urhebererschaft«⁶⁵ eingeschrieben ist, lässt die Vorstellung vom Ausdrucks-künstler, der allein sich selbst und seine eigenen glänzenden Ansichten auf Papier zu bannen vorgibt, in einem dezidiert fragwürdigen Licht erscheinen. Murr tritt als eine Art Illuminations- bzw. Projektionskünstler auf, der – einer *Laterna magica* nicht unähnlich – qua phosphorischer Lichtquelle die eigene zitatklaubend-montagehafte Literaturproduktion als Geniewerk projiziert.⁶⁶

62 Vgl. ebd., S. 69.

63 So vergleicht Murr seine genialisch-göttliche Strahlkraft mit einem Kometen, der – ihm verwandt – »aus [s]einer Seele hinaus, leuchtet – [...] ja, ich bin selbst der glänzende Schwanzstern, das himmlische Meteor, das in hoher Glorie prophetisch dräuend durch die Welt zieht« (DKV V, S. 196).

64 Vgl. u.a. DKV V, S. 292; DKV V, S. 361; DKV V, S. 429f.

65 Kofman: Schreiben wie eine Katze, S. 8.

66 Auch die Analogien zum serapiontischen Prinzip sind bemerkenswert, wenngleich ich dieser Spur im Folgenden nicht nachgehen werde: Wenn Murr die Eigentümlichkeit

Hoffmann beleuchtet mit dem phosphorischen Augenlicht der Katerfigur ein genieästhetisches Kunstideal, das von der Vorstellung einer Einzigartigkeit künstlerischer ›Erleuchtung‹ getragen ist, und stellt es als Illusion vor Augen. Die Originalität des dichterisch-kreativen Ausdrucks der ›phosphorischen Augenlampe‹ entpuppt sich genau genommen als Schreibwerkstatt, in der es ›nach der Lampe riecht‹. Denn Murrs phosphorische Diätetik in der dunklen Schreibstube (»mit fremden Gedanken vollstopf[en]«; DKV V, S. 43) führt zu phosphoreszierenden Ausleerungen, in denen Fremdes und Eigenes als Kunstform kaum noch zu unterscheiden, sondern produktiv neuformiert ist.⁶⁷ Murr entwickelt mit seinen Phosphoraugen eigene Ansichten auf Literatur und lässt diese ›hellsichtigen‹ Perspektiven zur Grundlage seiner Kunst werden. Allerdings produziert er im Anschluss an diese phosphorischen Lektüren Texte, die keineswegs allein aus der Dunkelkammer des eigenen Geistes hervorleuchten, sondern sich »mit fremden Federn schmück[en]« (DKV V, S. 429).

Hoffmanns Roman bespielt mit der Dialektik von Phosphorblick und Lampengeruch das Moment der Intertextualität, die Verflechtung von Arche- und Intertexten, die Literatur per se auszeichnet, und wertet gleichzeitig eine Literatur auf, die sprichwörtlich nach der Lampe riecht, weil sie ihre eigene Gemachtheit und ihre intertextuellen Bezüge vor Augen führt. Denn mit den *Lebens-Ansichten* legt Hoffmann den Roman eines Katers vor, dessen phosphorisches Augenlicht die Highlights des Abraham'schen Archivs sowie die Lichtträger der Philosophie-, Literaturgeschichte und Naturwissenschaften der europäischen Tradition aufgesaugt und dabei ein auf »wunderliche Weise« (DKV V, S. 11) modernes Buch zusammengebastelt hat.⁶⁸ Murrs Lebens-Ansichten sind sowohl projektie-

seiner leuchtenden An-Sichten betont, die individuelle Werke produziert/projiziert, liegt die Vorstellungen eines »anti-mimetische[n], autonome[n] Literaturverständnis[ses]« nicht fern, »das auf der Produktionsseite die innere Schau der Einbildungskraft gegenüber der Darstellung äußerer Wirklichkeit privilegiert und dessen Intention es ist, die inneren Bilder auch dem Rezipienten vor Augen zu führen«. Claudia Barnickel: Serapiontisches Prinzip, in: Christine Lubkoll/Harald Neumeyer (Hrsg.): E.T.A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2015, S. 395–399, hier S. 395.

67 Vgl. in dieser Hinsicht auch Monika Schmitz-Emans: *Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern*. Herausgegeben von E.T.A. Hoffmann (1819/1821), in: Lubkoll/Neumeyer (Hrsg.): E.T.A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung, S. 152–160, hier S. 158: »Kopier- und Zitat-Techniken werden gegen die Ästhetik der Originalität ausgespielt und zugleich als produktive Produkte bespiegelt«.

68 Hoffmann benennt Murrs ›Quellen‹ z.T. selbst, wie in Bezug auf das Träumen als »ein[es] Kampf[es] zwischen Schlafen und Wachen [...], wie Moritz, Davidson, Nudow,

rend als auch reflektierend, zeugen von individuellen Blickpunkten und fremdartigen Einflüssen, sie werfen mithilfe von Bricolage und Zerreißkunst eigene Schlaglichter sowohl auf die Biographie Kreislers⁶⁹ als auch auf das Innenleben der Tiere,⁷⁰ speisen sich aber immer aus dem Fundus anderer Texte. Als »geschwänzte[r] Lichtgeist« lässt Murr »[s]ein Licht gehörig leuchten« (DKV V, S. 196), der Roman erhellt aber gleichzeitig, dass fremdes Textmaterial aus Murrs Selbstdarstellung zurückleuchtet.

Hoffmanns *Lebens-Ansichten des Katers Murr* reflektieren den wissenschaftlichen Disput über das phosphorische Leuchten der Katzenaugen und halten mit dem Dichter-Kater, der einerseits davon spricht, dass seine Phosphor-Augen leuchten und seine Studien und Literaturproduktion erhellen, andererseits verschweigt, dass seine Reden und seine Werke andere Texte (sprich: »fremden Glanz«) spiegeln, beide Hauptthesen der »Katzenaugen-Debatte« als mögliche Deutungen des Leuchtphänomens in der Schwebe.

5. Schlusslicht

Hoffmann schließt mit seinem Kater-Roman zu dem Zeitpunkt an die Diskussion um das Leuchten der Katzenaugen an, als noch Uneinigkeit über die Frage besteht, ob Katzenaugen eigengesetzlich leuchten oder von außen eintreffendes Licht reflektieren. Der Roman lässt die Antwort auf die bis dato ungeklärte Frage offen und gibt beiden Interpretationen ein Kater-Bild: »Phosphor«, der aus Murrs »Augen hell leuchtet in der finsterten Nacht« (DKV V, S. 117), einerseits, der Text des Katers, der fremde Texte inkorporiert, um den erzählten »Begebenheit[en]« seines Lebens

Tiedemann, Wienholt, Reil, Schubert, Kluge und andere physiologische Schriftsteller, die über Schlaf und Traum geschrieben«, die Murr jedoch nur im Sinne des »name-dropping« listet, aber »nicht gelesen« (DKV V, S. 288) hat. Zur Intertextualität im *Kater Murr* vgl. u.a. Sabine Laußmann: Das Gespräch der Zeichen. Studien zur Intertextualität im Werk E.T.A. Hoffmanns, München 1992, S. 144–178.

69 Vgl. z.B. DKV V, S. 405: »Hier hat, wie der Herausgeber es dem geneigten Leser bemerklich machen muß, der Kater wieder ein Paar Makulaturblätter ganz weggerissen, wodurch in dieser Geschichte voller Lücken wiederum eine Lücke entstanden.«

70 Vgl. die Passage, in der Murr nonverbal bzw. onomatopoetisch sein Schmerzempfinden zum Ausdruck bringt: »Ruhig und geduldig ließ ich alles geschehen und stieß nur ein kleines leises Mrrrr! aus, als der erste Verband mich etwas schmerzen wollte!« (DKV V, S. 297).

»mehr Glanz und Feuer zu geben« (DKV V, S. 292), und die daher in der Tat im übertragenen Sinne »nach der Lampe r[ie]chen« (DKV V, S. 117), andererseits. Beide Erklärungsmodelle – Eigenleuchten vs. Fremdglanz, oder: »*Das Katzenaug ist ein eigenthümlicher Phosphor*« vs. »*Das Katzenaug ist ein Spiegel*«⁷¹ – bleiben als Doppelaussage im Spiel: Der Kater ist ›Selbstleuchter‹ und ›Fremdlichtreflektor‹. Kunsttheoretisch gewendet formuliert der Text mit dieser Dopplung das Ideal einer Kunst, die in ihrem eigenen Leuchten gleichzeitig auch ihre fremden Lichtquellen spiegelt. Eigen- und Fremdproduktion, Text und Intertext/e stellt der Roman damit als fundamental aufeinander bezogen und als interdependente Formen der Werkgenese vor: Die »göttliche Natur«, die laut Murr aus ihm »herausstrahlt« (DKV V, S. 196), ist eine subjektive Ansicht, die immer auch fremde Anschauungen reflektiert und konstitutiv darauf angewiesen ist, sich fremdartige Gedanken, Erfahrungen und Perspektiven zu eigen zu machen. Diese Reflexionsebene wird im Roman nicht zuletzt durch den Herausgeber eingefordert: Während Murr seine Genialität projiziert, reflektiert der Herausgeber die Quellen des Katers. Hoffmann setzt am Diskussionsstand einer zeitgenössischen Wissenschaftskontroverse, die das eigentümliche Phosphorleuchten gegen die Brechung des einströmenden Lichts im Katzenauge abwägt, an und entwickelt aus dieser wissenschaftsgeschichtlich virulenten Debatte eine poetologische Metapher. Im Bild des selbstleuchtenden Phosphor-Auges, das permanent fremde (Leucht-)Quellen reflektiert und damit immer auch nach Lampe müffelt, verdichtet Hoffmann das Wechselspiel von eigenen und fremden Ansichten, das die kompositorische Grundlage der *Lebens-Ansichten* bildet: Die sowohl auf der formalen als auch auf der inhaltlichen Ebene manifeste wechselseitige Durchdringung von Murrs Autobiographie und Kreislers Biographie findet im Bild des phosphorischen Katers, der sich durch die Archive der Geistesgeschichte und durch Kreislers Leben leuchtet und mithilfe dieser phosphorischen Lektüren versatzstückartig seine eigenen Ansichten illuminiert, eine zentrale Reflexionsfigur für die Poetik des Romans.

Gleichzeitig stellt der Roman mit der Rede des Katers (und der Gegenrede des Herausgebers) aber auch den rhetorischen Konstruktionscharakter eines Sprechens über die Wahrnehmung des Innenleben, mithin »das Geistesvermögen der Tiere« (DKV V, S. 37) vor Augen. Ein Wissen darüber, wie Katzen sehen bzw. die Welt sehend erkennen, taxieren und in-

71 Heinrich: Die Phosphoreszenz der Körper, S. 385.

interpretieren, bleibt auch dann unverfügbar, wenn geklärt ist, ob Phosphor-Auge oder Reflektor-Linse den Grund für das Leuchten der Katzenaugen bilden. Die rhetorische Figur der Prosopopöie, mit der der Kater zur Erzählinstanz seines Lebens wird, betont das menschliche Unwissen über das Innen-/Seelenleben der Tiere ebenso wie den Stellenwert der Rhetorik in einer diskursiv geführten Wissenschaftsdebatte über einen nicht-diskursiven Gegenstand (das Leuchten der Katzenaugen).